

Magazin für ev. = luth. Homiletik und Pastoraltheologie.

36. Jahrgang.

Juli 1912.

Nr. 7.

Geschichtlicher Vortrag über die Mission unter den alten heidnischen Preußen.

Christus, der Herr der Kirche, gab seinen Jüngern bei seiner Himmelfahrt den Befehl: „Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ Das Evangelium, die frohe Botschaft von Christo, dem Sünderheiland, ist das Gnadenmittel, wodurch der Herr der Kirche die armen geistlich blinden Menschen aus der Finsternis zum hellen Lichte des Lebens führt. Die Jünger gingen hin und taten, wie ihnen befohlen war; sie streuten den edlen Samen nach allen Himmelsrichtungen aus. Und er trug dreißig-, sechzig- und hundertfältige Frucht. Als das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zu Ende kam, hatte das Evangelium sich bereits einen weiten Weg gebahnt. Von Indien in Asien bis zur Westküste Europas und von der Wüste Afrikas bis hinauf zum Donaustrom war es trotz allerlei Widerwärtigkeit und Verfolgung von allen Seiten siegreich durchgedrungen. Es mochte damals schon eine halbe Million Christen geben.

Es ist die Art des Evangeliums, daß es läuft, zündet, wirkt und Frucht schafft zum ewigen Leben. Nach einer Laufbahn von tausend Jahren standen zahlreiche Stämme der germanischen und slawischen Völkerfamilien unter seinem Panier. Der alte Götterglaube war tief erschüttert und lag mancherorts entwurzelt unter den Trümmern seiner umgeworfenen Altäre. Wohl war die Religion, die an Stelle der Götterlehre getreten war, vielfach entartet, dem Evangelium Christi längst nicht mehr in allen Punkten gemäß; aber doch hat Gott auch im Papsttum immer seine Kinder gehabt und durch seine Zeugen manches Körnlein der Wahrheit unter die Heiden tragen lassen.

War die Friedensbotschaft nun auch schon bis zum hohen Norden Europas erschollen, so stand doch noch um diese Zeit ein Volksstamm da, der bis jetzt der finsternen Gewalt des väterlichen Glaubens nicht entrissen worden war. Es war das der alte Lettenstamm, der bei gleicher Sprache und gleicher Religionsweise in das Volk der Preußen und der

Litauer sich theilte. Wie Gott aber mit jedem Volk und mit jedem einzelnen Menschen seine Zeit und seine Weise hat, so sollte auch diesen Armen endlich die Gnadenbotschaft angeboten werden. Und davon wollen wir heute etwas hören, nämlich von der Mission unter den alten heidnischen Preußen. —

In frühester Zeit war Preußen, dessen Bewohner sich Pruzzi nannten, in elf Landschaften eingetheilt. Der Boden bestand zum Theil aus gutem fruchtbaren Ackerland, mehr jedoch aus großen Sümpfen und dichten Urwäldern. An seinen Ufern barg es reiche Schätze von Bernstein, den man schon dreihundert Jahre vor Christi Geburt in den Palästen der römischen Kaiser in großer Menge vorfand. Daher führte dieses Land auch den Namen Bernsteinland. Die Bevölkerung Preußens muß sehr groß gewesen sein, denn der erste Geschichtschreiber Preußens, Dusbürg, erzählt uns, daß sämtliche elf Bundesstaaten ein Heer von 400,000 Kriegern ins Feld zu stellen vermochten.

Die alten Geschichtschreiber zollen den alten heidnischen Preußen das Lob, daß sie vor ihren Nachbarvölkern friedliebend und menschenfreundlich waren. Der Gote Ferdandes nennt sie in seiner Beschreibung ein friedliebendes Geschlecht. Noch rühmlicher spricht im 11. Jahrhundert Adam von Bremen, der viel Gelegenheit hatte, sie kennen zu lernen, von ihnen, indem er sie als das gesittetste Volk der Erde schildert. Ähnliches bestätigt im 12. Jahrhundert Helmold in seiner Chronik der Slaven, wenn er sagt, daß im Norden und Osten die Pruzzi zwar noch das einzige Volk seien, welches das Licht des Glaubens nicht angenommen habe, daß es sich aber durch große Geistesgaben auszeichne, sehr menschenfreundlich und in der Not ausdauernd sei, auch den Schiffahrenden auf dem Baltischen Meere gegen die Überfälle der Seeräuber Hilfe zu leisten pflege. Es könnte, setzt er hinzu, noch sonst viel Lößliches von diesem Volk gesagt werden, wenn es nur den Glauben Christi hätte.

So schön das auch klingt, so fand sich doch auch bei den alten Preußen, wie bei andern heidnischen Völkern, viel Roheit und Greuel. Der Mann durfte drei Frauen zur Ehe nehmen, wenn er sie zu ernähren vermochte. Wer aber eheliche Treue brach, wurde zum Schimpf und zur Strafe von Hunden zerrissen. Unsitthliches Benehmen gegen eine Jungfrau war ein so schweres Verbrechen, daß der Missethäter auf Verlangen der beleidigten Person seinen Frevel auf dem Scheiterhaufen büßen mußte. Schalt oder fluchte die Frau des Mannes Namen, so verordnete das Gesetz, daß ihr vier Steine an den Hals gehängt, und sie damit in den Dörfern umhergetrieben wurde. Aber gar schlimme Dinge gestattete das Gesetz. Wer kranke Frauen, Kinder, Geschwister oder Gefinde hatte, oder wer selbst krank war, durfte diese oder sich selbst verbrennen; denn, sagte das Gesetz, „unserer Götter Diener sollen nicht stöhnen, sondern lachen“. Selbst wenn jemand sich, sein Kind oder sein Gefinde bei gesundem Leibe den Göttern opfern wollte,

so war ihm das gestattet; denn „durchs Feuer werden solche geheiligt, selig und würdig, mit den Göttern zu lachen und wohl zu leben“. So wurden in manchen Familien die Töchter des Hauses getötet bis auf eine, die bestimmt war, das Geschlecht fortzupflanzen. Auch war es den Söhnen erlaubt, ihre kranken Eltern durch Mord den Leiden des Lebens zu entziehen.

Aus diesen wenigen, aber schrecklichen Gesetzen haben wir gesehen, wie die alten Preußen ihre Landesgesetze mit ihrer Religion verbanden; ja, ihre Religion war eigentlich Grundlage ihrer Gesetze und Verordnungen. Wir werden darüber noch Weiteres erfahren, wenn wir nun etwas näher auf ihre Religionsgeschichte eingehen.

In der Geschichte fast aller heidnischen Völker begegnen wir den verschiedensten Gestalten der Lichtreligion. Sonne, Mond und Sterne wurden als Gottheiten verehrt. So auch bei den heidnischen Preußen. Aber auch sie sanken vom Sonnen- und Lichtdienst zum Dienste solcher Götter herab, die sie sich selbst dachten und machten. Sonderlich waren es drei Hauptgötter, die sie verehrten: Perkunos, Potrimpos und Pikullos. Hier haben wir die altasiatische Dreieit, die wir in Indien als Brahma, Wischnu und Schiva finden. Nicht wohnten diese Götter in Dörfern oder in massiven Tempeln, sondern draußen im Dickicht des Urwaldes hielten sie Hof. Da war der heilige Hain, das geweihte Romove, das kein ungeweihter Mensch ohne Todesstrafe betreten durfte. In diesem heiligen Hain stand eine geweihte mächtige Eiche, und in die Rinde ihres Stammes waren drei Bildnisse eingeschnitten. Diese Bildnisse repräsentierten jene drei Obergötter: Perkunos, Potrimpos und Pikullos.

Im Reigen dieser drei Götter stand Perkunos, der gewaltige Donnerer oder Thor, mit seinem zornentflammten Gesichte obenan. Ihm brannte vor der heiligen Eiche ein sogenanntes ewiges Feuer, das die Priesterschaft Tag und Nacht unterhalten und dessen Erlöschen sie mit dem Leben büßen mußte. Im Donner verkündigte er den Priestern seinen Willen und gab Gesetze, und wenn er sich bernehmen ließ, fiel draußen vor dem Hain alles Volk voll Ehrfurcht auf die Erde nieder und rief flehend aus: „Dienwas Perkunos, abgehele uns!“ das heißt: Gott Perkunos, erbarme dich unser! Ihm wurden nicht bloß Tiere, sondern auch Menschen zum Opfer dargebracht. Er wurde als Donnergott und als Gott des Sonnenscheins und des Regens allgemein verehrt, und als mächtiger Erzeuger aller Erdendinge von der Bevölkerung angebetet. Ihm zur Seite stand Potrimpos, der Erhalter aller Dinge, der Geber der Fruchtbarkeit und des Gedeihens, der Gott des Wohlstandes und des Segens, dessen Bildnis gleichfalls am heiligen Eichbaum prangte. Sein Bild stellte einen blühenden Jüngling dar, dessen Haupt mit einem Kranz von Getreideähren geschmückt war. Ihm zu Ehren wurde in einer großen Urne die heilige Schlange ernährt, auf deren Pflege die strengste Sorgfalt verwendet werden mußte. Kinder

wurden ihm geopfert; er fand großes Gefallen an Menschenblut. Das dritte Bild, das die heilige Eiche zierte, war das des Gottes Pitullos, des Oberherrn des Todes und der Vernichtung. Was die zwei andern Götter schufen und erhielten, wurde durch ihn wieder vertilgt. Er trug die Gestalt eines Greises mit langem grauen Barte und totenbleicher Gesichtsfarbe. Drei Totenköpfe waren seine Sinnbilder. Angst und Qual der Menschen war seine höchste Freude. Kein Wunder daher, daß er allgemein gefürchtet wurde. — Außer diesen drei Hauptgöttern war noch der Götter und Göttinnen eine endlose Zahl, mit denen die alten Heiden das schaurige Dunkel der Haine, die Finsternis der Nacht und die Regionen der Luft zu bevölkern pflegten.

Da der gemeine Mann den heiligen Hain bei Todesstrafe nicht betreten, auch nicht in eigener Person mit den hohen Göttern verkehren durfte, so hatte man Mittelspersonen, die zwischen dem Volk und den Göttern vermitteln mußten. Das war eine zahlreiche Priesterschaft, die, in vielfache Rangordnungen abgetheilt, eine geordnete Hierarchie bildete. An der Spitze dieser gesamten Priesterschaft stand der Griwe, auch Graue oder Graf genannt, den alle Einwohner als Gesetzgeber und obersten Richter und zugleich als Hohenpriester zu ehren hatten. Er war der einzige Vermittler zwischen den Göttern und dem Volk, und jene taten nur durch ihn in Kriegs- und Friedenszeiten ihren Willen kund. So war er der eigentliche Machthaber im ganzen Lande. Mit einem einzigen Wort vermochte er daher das ganze Land in mächtige Bewegung zu setzen; denn unbedingter Gehorsam oder Tod war die Wirkung seines Ausspruchs. Nie erteilte er selbst dem Volk die Gebote, sondern er sandte seine Unterpriester als seine Boten aus mit dem Gebieterstab in der Hand, diesem Machtzeichen seiner unbedingten Herrschaft, seinen Willen zu verkündigen. Immer lebte der ehrwürdige Griwe von der Öffentlichkeit abgeschlossen im geheimnißvollen Dunkel seines heiligen Waldes, und jedermann achtete es für das höchste Glück seines Lebens, wenn ihm je einmal der Hohenpriester für einen Augenblick aus der Ferne sichtbar geworden war. War er alt geworden, so endigte sein Leben damit, daß er freiwillig auf einem Scheiterhaufen durch den Feuertod sich den Göttern opferte. —

Ach! geliebte Missionsfreunde, ist es nicht ein gar trauriges Bild, das wir soeben gesehen haben? Noch saßen die armen Preußen in finsterner, dunkler Nacht des trassesten Heidentums, noch leuchtete ihnen kein Strahl der lieben Gnadensonne, immer noch drang kein Wörtlein himmlischer Wahrheit an ihre Ohren und in ihr Herz; Satanas hielt sie mit Höllenketten gefesselt. Wir fragen daher wohl mit tiefem Mitleid: Wo waren denn die Boten, die bereits durch ganz Europa Wege gebahnt hatten? Wo blieb das edle Samenkörnlein der himmlischen Wahrheit, das bereits tausend Jahre auf europäischer Erde Frucht getragen hatte? Sollte es nicht auch hier ausgestreut werden, wachsen und gedeihen? Ja gewiß, nun sollte die Gnadenzeit auch über dieses

Volk anbrechen. Aber man erkannte noch nicht die Zeit der gnädigen Heimführung, und der Same wurde am Wege zertreten.

Es war um die Osterzeit des Jahres 997, als der erste Bote und Herold den heidnischen Preußen die frohe Kunde von der Erlösung durch Christum antrug. Dieser Herold war der greise Bischof Adalbert von Prag. Er war zum drittenmal genötigt worden, seinen Wirkungskreis in Böhmen zu verlassen, und so beschloß er, auf dem Felde der Heidenmission unter den Preußen seine letzten Kräfte in den Dienst seines Herrn zu stellen. Dazu ermunterte ihn auch der polnische Herzog Boleslaw und gab ihm zum Schutze gegen etwaige Mißhandlungen eine bewaffnete Schar Krieger mit auf den Weg. Adalbert aber ließ die Schutzwache auf dem Pregelstrom zurück, wollte er doch als Friedensbote und daher nicht mit Spieß und Schwert bei den Heiden eintreffen. Sich der schweren Aufgabe und der Gefahren wohl bewußt, aber getrost und mutig überschritt er nun in der Begleitung seiner bewährten Freunde Gaudentius und Benedikt Preußens Grenze. Und o, welch eine Begrüßung wurde den Fremdlingen hier zuteil! Kaum hatte man ihre Ankunft vernommen, als auch schon ein Haufe herbeieilte, um die Eindringlinge von ihrem Boden zu verjagen. Die Preußen liebten ihr Land und ihre Götter; sie wollten von einem andern Gott nichts wissen. Die Götter ihrer Väter waren ihnen heilig, sie sollten es auch bleiben; darum mußte jeder, der einen ausländischen Gott einführen wollte, weichen oder sterben. Das war ihr Grundsatz. Adalbert war gekommen, um ihnen gegen ihren Willen einen unbekannten Gott zu verkündigen, und dafür mußte er büßen; denn plötzlich trat einer aus dem Haufen hervor und streckte ihn mit dem Schläge eines Ruders in der Hand zu Boden. Alsbald verstummte das angestimmte Psalmlied, und der sich mühsam wieder aufraffende Greis betete: „Dank sei dir, Herr Jesu, daß ich gewürdigt bin, wenigstens einen Schlag für dich, meinen Gekreuzigten, zu erdulden!“ Damit endete Adalberts erster Missionsgottesdienst auf diesem harten Boden. Es blieb ihm und den Seinen weiter nichts anderes übrig, als eilend zu entweichen oder zu sterben, und so begaben sie sich auf das andere Ufer des Flusses. Nicht mutlos oder verdroffen, sondern betend und getrost stiegen sie hier ans Land. Ein Diener Christi, sonderlich ein Missionar, darf niemals ungeduldig, mutlos oder verdroffen werden, wenn es auch nicht so geht, wie er es gerne hätte, sondern er muß Gott seine Sache befehlen und anhalten mit Beten und Arbeiten. Sehr entschieden in ihrer Meinung traten die Bewohner auch hier den Fremdlingen in den Weg; denn es dauerte nicht gar lange, da ertönte mit einer harten Stimme die Frage: „Wer seid ihr? Was wollt ihr bei uns?“ Damit war der Bischof aufgefordert, Antwort zu geben. Und so nahm er die Gelegenheit wahr, seinen zweiten Gottesdienst zu halten. Er begann: „Ich bin von Geburt ein Slave, meinem Volke nach ein Böhme. Ich heiße Adalbert, war vormals Bischof und bin jetzt, meinem Amte nach, euer Apostel.

Der Zweck meiner Reise ist euer Heil; ich bin gekommen, damit ihr eure stummen und tauben Götzen verlaßt und euren Schöpfer erkennt, der nur ein Einiger ist, und außer welchem es keinen andern Gott mehr gibt; daß ihr glaubt an seinen Namen und den Lohn himmlischer Freude empfangt.“ Hier mußte er abbrechen, denn alsbald erfolgte ein wildes Geschrei seiner heidnischen Zuhörer und laute Lästerung des Namens Gottes, den er ihnen verkündigte. „Es sei dir genug, ungestraft hierher gekommen zu sein“, schrieen sie ihm zu; „nur schnelle Rückkehr vermag dein Leben zu retten; der geringste Verzug bringt dir den Tod.“ Und den Schlußakt bildete das Schwingen ihrer Keulen über seinem Haupte. Hiermit war auch an diesem Ort die Missionsfache entschieden. Weiter, hieß es also, eilend weiter! Und sie nahmen ihren Weg nach der südwestlichen Küste Samlands hin. Die Reise war sehr beschwerlich, und o, wie gefährlich! Das sollten sie bald erfahren. Ohne es zu wissen, hatten die Wanderer den heiligen Wald betreten, sie waren in der Nähe der geweihten Eiche angelangt, wofür unrettbar nur der Tod als Sühne galt. Freundlich grüßte die liebe Morgenröthe die müden Pilger, sie grüßte zum letztenmal den Bischof Adalbert von Prag. Noch ruhten sie einige Augenblicke auf dem Boden des höchsten Göttersitzes der Preußen von ihrer Reise aus, als auch schon ein ergrimmtter Haufe mit wildem Geschrei über sie herstürzte. Der Greis fand noch Zeit, seinen Begleitern tröstend zuzurufen: „Trauert nicht, meine Brüder, denn ihr wißt, wir erleiden solches alles nur für den glorreichen Namen Gottes und unsers Herrn Jesu Christi, der allein Herr ist über Leben und Tod, dessen Herrlichkeit über alle Erde geht, und dessen Güte und Macht unendlich ist. Was ist wohl süßer und herrlicher, als für Christum, den Heiland der Welt, das Leben hinzugeben?“ Und nun sprang ein ergrimmtter Priester herbei und stieß mit aller Kraft einen Wurfspeer durch Adalberts Brust. Ihm folgte der Haufe, um seine Rachgier im Blute des Erschlagenen zu fühlen. Von sieben Lanzen durchbohrt, erhob der Sterbende noch einmal seine Augen und seine Hände zum Himmel empor und ersuchte Gnade für seine Mörder. — Preußens Boden hatte Christenblut gekostet, er sollte es aber noch in Strömen saufen. Gaudentius und Benedikt, die treuen Gefährten Adalberts, wurden in Fesseln weggeführt, um auf dem Opferaltar des heiligen Romowe den Göttern als Siegesbeute geopfert zu werden. Wunderbarerweise aber fanden sie Gelegenheit zu fliehen und entkamen nach Polen, wo sie dem Herzog Bericht erstatteten über den Märtyrertod ihres Freundes und Lehrers.

So war allerdings ein Versuch gemacht worden, den harten Herzensboden der Preußen zu kultivieren und ein Samenkorn des Evangeliums darin auszustreuen; aber die armen Heiden wußten nicht, was zu ihrem Heile und Frieden diente, darum wiesen sie die angebotene Hilfe zurück und töteten auch die, die zu ihnen gesandt wurden. Das gilt auch von den nächsten Boten, die nun an Preußens Tore anklopften.

An der Spitze dieser Gesandtschaft stand ein junger feuriger Mönch aus einem edlen Geschlecht aus Sachsen namens Bruno. Dieser mit reichen Geistesgaben ausgestattete und mit einem hohen Maße von Wissen ausgerüstete Eiferer für die christliche Religion hatte in der Begleitung Kaiser Ottos III. bereits früher den vorerwähnten Bischof Adalbert auf einer Reise nach Rom persönlich kennen und lieben gelernt. Als nun die Nachricht von Adalberts Märthertod in seine Klosterzelle drang, entbrannte alsbald in seiner Seele das Verlangen, dessen Nachfolger zu werden und ein Bekenntnis von Christo, dem Gekreuzigten, unter den Preußen abzulegen. Sein Vorhaben fand auch am Hofe des Herzogs Boleslaw günstige Aufnahme. Aber erst zwölf Jahre später konnte er seinen sehnlichen Wunsch zur Ausführung bringen. Nun aber, im Jahre 1008, griff Bruno nach seinem Wanderstab, und achtzehn treue Gefährten zogen mit ihm. Sie klopfen freundlich an Preußens Tore an. Allein auch ihnen trat der wilde Groll der Einwohner gegen das Christentum schon auf dem ersten Schritt warnend und drohend entgegen. Als aber Bruno dennoch es wagte, mit Mut und freudiger Hoffnung in seinem Werke fortzufahren, da sollte ihm gar bald die grausame Mordwaffe Einhalt gebieten. Es war am 14. Februar während der Verkündigung des göttlichen Wortes, als er von einer tobenden Menge überfallen, gefangen genommen und mit allen seinen Gefährten auf grausame Weise ermordet wurde. Noch ehrt die Nachwelt Brunos Andenken durch den Namen Brunsberg, welche Stadt diesem Märthrer zu Ehren erbaut worden sein soll.

Sag' an, wer mag es nun unternehmen, wer hat jetzt, nach solchen Erfahrungen, noch Mut und Lust, den Leuchter des Wortes Gottes in die Wälder Preußens zu tragen? Wer will es wagen, den heiligen Hain der Götter zu betreten, ihre Altäre umzustößen, Perkunos, Potrimpos und Pitullos den Todesstoß zu versetzen? Wer kann dem Gruben seinen Gebieterstab aus der Hand reißen? Wer vermag den steifen Nacken der heidnischen Preußen zu beugen, ihnen ihre Anhänglichkeit an den althergebrachten väterlichen Glauben und ihren eingewurzelten Haß gegen einen fremden Glauben zu nehmen? Ist jemand dafür zu haben? Niemand! Jahre kamen und gingen. Wollte zweihundert Jahre zogen vorüber. Da — endlich — fuhren zwei Männer im Priestergewand, ihr Augenmerk auf Preußen gerichtet, die Weichsel hinab; es waren der polnische Abt Gottfried und sein Begleiter, der Mönch Philipp. Sie sagten sich, es muß doch gelingen, das Licht muß doch die Finsternis vertreiben, des Herrn Wort: „Prediget das Evangelium aller Creatur!“ gebietet es — wir wagen es! So zogen sie mutig bei den Preußen ein. Mit großer Vorsicht gingen sie zu Werke, und es schien alles gut abzulaufen. Es schien in Preußen anders geworden zu sein als ehemals. Sie bahnten sich einen Weg zu den beiden Brüdern und Landesfürsten Pshalet und Sodrecht, und, o Wunder! diese zeigten sich der Belehrung zugänglich, sie nahmen sogar das Glaubens-

bekenntnis der Christen an und ließen sich zur Annahme der Christentaufe bewegen. Das war ein Triumph. Allein, kaum hatten sie nun auch den Versuch gewagt, mit Beihilfe der Fürsten dem Volke näher zu treten, da ward der Mönch Philipp von demselben erschlagen, und der verfolgte Abt mußte unverweilt aus dem Lande fliehen, um sein Leben zu retten.

So war die Saat, das Körnlein der Wahrheit, also doch auf dem harten Boden Preußens aufgegangen, und die Erstlingsernte war nun eingeheimst. Das war eine dringende Einladung und Ermunterung, auf diesem Felde die Arbeit fortzusetzen. Weder die schleunige Flucht Gottfrieds noch die traurige Tatsache, daß bereits zwanzig Boten ihr Leben für das Wohl der armen Heiden in diesem Lande eingesetzt hatten, konnte daher einen frommen Mönch aus dem Zisterzienserkloster Oliva in Pommern von einer Wiederaufnahme der gefährvollen Arbeit daselbst zurückschrecken. Und so tritt nun in diesem Mönch der Mann auf den Plan, den man den Apostel der Preußen genannt hat. Dieser Mann war der Mönch Christian, geboren zu Freienwalde in Pommern. Christian hatte manche ausgezeichnete Eigenschaften von Gott empfangen, die ihn zu dem schwierigen Missionsberuf tauglich machten. Mit warmem Eifer für die Sache und mit festem Vertrauen auf seinen Gott verband er auch zuerst weise Mäßigung und Vorsicht; und leutselig in seinem Benehmen, wußte er zugleich mit fester Beharrlichkeit den Endzwecken getreu zu bleiben, die er sich gestellt hatte. Auch der Umstand sollte seine Arbeit begünstigen, daß er nicht aus dem verhaßten Polen, sondern aus Pommern herstammte, mit dessen Bewohnern die Preußen gute Beziehungen gepflogen hatten, und deren Zutritt zu ihrem Lande daher kein nationales Vorurteil im Wege stand. So schien vieles für diesen Mann zu sprechen. Bald hatte er denn auch einen großen Kreis Freunde um sich gesammelt, darunter mehrere Vornehme aus dem Volk. Durch seine Freundlichkeit lockte er die Leute an sich heran. Sein großer Eifer für die Sache, seine Liebe und Treue zu seinem Gott und zu seiner Umgebung konnte nicht geleugnet werden. Der Vortrag des Wortes von Sünde und Gnade ging seinen Zuhörern zu Herzen und blieb nicht ohne Wirkung. So treffen wir ihn nach nur kurzer Zeit inmitten einer großen und segensreichen Arbeit an. Viele, die seinen Unterricht genossen, kamen zum Glauben und ließen sich taufen. Immer weiter dehnte sich sein Wirkungskreis aus, immer mehr Kapellen wurden errichtet. Er und seine Mitarbeiter waren unermüdet in der Einsammlung des reichen Erntesegens. Das war eine Blütezeit.

Aber ach! schon wieder nahte ein Wetter, das nur zu bald der segensreichen Saat- und Erntearbeit ein jähes Ende bereiten sollte, ein Wetter, das schließlich in einen verheerenden Sturm umschlug und nicht nur Tage und Monate, sondern Jahre und Jahrzehnte hindurch in ganz Preußen unbeschreibliches Elend anrichtete. Und dieses Elend hatte der Mönch selbst durch seine römische verkehrte Handlungsweise

herbeigeführt. Nachdem er sechs Jahre mit großem Erfolg, wie wir ja gesehen haben, gearbeitet hatte, gelang es ihm, wie ehemals seinem Vorgänger Gottfried, zwei Landesfürsten, nämlich Warpoda und Suababuno, für den christlichen Glauben zu gewinnen, und so beschloß er nun, nach Rom zu reisen, um dem Papst über seine Wirksamkeit Bericht zu erstatten und neue Instruktionen für die Zukunft entgegenzunehmen. Und hier wendet sich das Blatt zu ungunsten seiner ganzen späteren Tätigkeit. Mit diesem Schritt hört seine segensreiche Wirksamkeit für immer auf. Instruktionen muß der Missionar in der Heiligen Schrift, nicht in Rom holen. Rom kann nicht wahre Mission treiben. Christian aber zog nach Rom und legte die beiden neubefehrten Fürsten dem Papste zu Füßen. Mit großer Freudigkeit nahm Innozenz III. dieses Geschenk an, bedeutete es doch, daß ihm nun auch bald das ganze Preußenland zu Füßen liegen werde. Um sich aber auch dankbar dafür zu erweisen, breitete er segnend seine Hände über Christian und seine Erstlingsfrucht aus; ja, er tat noch ein übriges, er machte seinen gehorsamen Sohn Christian zum Bischof der Preußen und die beiden Fürsten ließ er in einer der Hauptkirchen in Rom taufen und gab ihnen die Namen Philipp und Paul. Das war alles, was er schenkte. Noch sahen die Neugetauften zu ihrer größten Verwunderung die Herrlichkeiten Roms, die mächtigen und prächtigen Tempel und vieles andere und lehrten dann in kühner Hoffnung in der Begleitung ihres Bischofs in ihr Vaterland zurück. Aber wie wurden sie hier enttäuscht! Wie ganz anders fanden sie die Stimmung des Volkes als vor ihrer Abreise nach Rom! Sonderlich begegnete man Christian mit Argwohn und Erbitterung. Die Heiden glaubten, Ursache zu haben, ihn als Feind und Landesverräter zu betrachten, dem es einzig darum zu tun sei, unter dem Vorwande der Religion ihr Volk, ihr Land und ihre Freiheit an einen fremden Gebieter zu verkaufen. Und in der That, sie hatten Ursache, laute Klage über das zu führen, was ohne ihr Wissen und ohne ihre Einwilligung über sie und ihr Land zu Rom beschloffen worden war. Christians Lage war also von jetzt an im höchsten Grade traurig, mußte ihm doch sein eigenes Gewissen sagen, daß er selbst sich und allen Neubefehrten, ja dem ganzen Preußenlande die Rute auf den Nacken gebunden hatte.

Nur zu bald folgte jetzt auch Unruhe, Empörung und ein langer, blutiger Krieg. Der Bischof wandte sich in seiner Not an den Papst, und dieser schrieb Kreuzzüge gegen die „wilden Preußen“ aus und verhiess jedem Ablass, der mit den Waffen in der Hand Preußens Unterjochung zu fördern bereit war. Auch der deutsche Kaiser, Friedrich II., stellte seine Heere in diesen Kampf. Also von jetzt an war das weltliche Schwert Missionar der Preußen geworden, und es trieb sein grausames Spiel 57 lange Jahre mit wenigen Unterbrechungen. Der einst so tätige Missionar Christian sollte das schauerliche Ende dieses Befehrkrieges nicht erleben. Nachdem er über zwanzig Jahre diesem

Morden zugefehen und viel, viel Herzeleid darüber empfunden hatte, ist er, wie die Geschichte berichtet, „in Mühe gefallen“. War schon unter König Ottokar das heilige Romowe gestürmt und verwüstet, die hochgefeierte Eiche mit ihren ergrauten Gözenbildern gestürzt, die Altäre zertrümmert worden, die Priester mit ihrem würdigen Grive dem Tode verfallen, so mußte noch Schritt für Schritt mit viel Heiden- und Christenblut erkaufte werden, bis endlich auch der letzte Heerführer der Preußen, der tapfere Skurdo, im Jahre 1283 seinen Verteidigungskampf einstellen mußte. Preußens Boden war vom Blute vieler tausend Heiden und ebensovieler tausend Christen voll gesättigt. Das Land lag jetzt wüst und öde, und an Stelle der Götterlehre war die Papstlehre getreten. Erst 240 Jahre später trug die Reformation Luthers das helle Licht des Evangeliums zu den Preußen. —

Der Auftrag Christi an seine Jünger: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ hat heute noch seine Gültigkeit. Wohl ist auf dem Felde der Heidenmission, sonderlich im letzten Jahrhundert, viel geschehen; gibt es doch bereits 300 Missionsgesellschaften mit mehr als 14,000 Missionaren und 76,000 eingebornen Gehilfen. Aber was ist das unter so vielen, die noch in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen? Zählt man doch außer den 12 Millionen Juden und 270 Millionen Mohammedanern noch 800 Millionen Heiden in der Welt. O welch ein großes Arbeitsfeld!

Uns, geliebte Missionsfreunde, hat Gott in großen Gnaden sein seligmachendes Evangelium geschenkt, wir haben also das rechte Missionsmittel; o so laßt uns aus Dankbarkeit gegen unsern Heiland und aus Liebe zu unsern armen Mitmenschen dafür sorgen, wirken und schaffen, daß sein Wort laufe und wachse und mit aller Freudigkeit, wie sich's gebührt, gepredigt werde! Amen. S. S. . . . n.

Leichenrede über Joh. 10, 27. 28.

In Christo teure Leidtragende!

Geliebte Versammelte allerseits!

Wenn vor — Jahren jemand gesagt hätte, daß der damals entschlafenen Mutter ihr ältester Sohn so bald nachfolgen, und daß aus ihrem hinterlassenen Familienkreise er der erste sein sollte, der sie in der seligen Ewigkeit wiedersehen würde, das würde wohl niemand geglaubt haben, er selbst auch nicht. Und als der jetzt Entschlafene vor drei Monaten in die Ferne zog, da geschah dies nach seiner Meinung gewiß nicht zu dem Zweck, daß er dort sein Sterbebett, sondern daß er in dem milderen Klima Heilung für seine stark angegriffene Gesundheit finden möchte. Aber o wie viel höher sind Gottes Gedanken und Wege als unsere Gedanken und Wege! Mit banger Sorge ließen seine liebsten Angehörigen ihn ziehen; und als es galt, Abschied zu nehmen,

da hieß es wohl in ihren Herzen: Werden wir dich in diesem Leben noch einmal wiedersehen? Und siehe, schneller, als sie es denken konnten, hat der allmächtige Gott die bange Herzensfrage beantwortet — aber wie? Der Vater holte seinen Sohn heim, aber im Sargel! Da sahen sie ihn noch einmal hienieden, aber in der traurigen Gestalt des Todes; sie sahen nur noch einen verbliebenen Leichnam, ein Bild der Sterblichkeit, keine Seele, kein Leben mehr in ihm. Und rings um diesen Sarg herum — welch ein Jammerbild! Da wehklagen um einen geliebten Sohn und Bruder der hartgeschlagene Vater und die Geschwister nebst sonstigen Verwandten und Freunden. Ach, da sind auch sonst in dieser großen Versammlung noch viele, die mit den nächsten Angehörigen um den Entschlafenen als um einen lieben Freund und teuren Jugendgenossen trauern und klagen. Tief bewegt und getrieben von innigster Theilnahme, müssen wir alle mit Tränen seufzen: Warum so früh? Warum bleiben Dornen und Disteln stehen, und Rosen müssen verwelken? Warum bleiben kahle, unfruchtbare Bäume stehen, und blühende Bäume werden entwurzelt? Warum bleiben schwache, kranke Leute am Leben, und starke, gesunde, jugendfrische Personen werden in der Blüte ihrer Jahre hingestreckt in des Todes Staub?

Auf alle solche und viele andere klägliche Fragen, die heute auftauchen, könnten wir keine Antwort finden, wenn wir das liebe Evangelium unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi nicht hätten. Allein im Evangelium erbietet sich uns Gott als ein lieber Vater, der alle seine Kinder wohl züchtigt, aber aus lauter Liebe, damit sie nicht samt der Welt verdammt werden. Im Evangelium hören wir die tröstliche Stimme: „Des Herrn Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.“ Durch sein Evangelium lehrt und lockt uns Gott, daß wir mit dem Propheten Hosea sprechen: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn! Denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.“ Das Evangelium sagt uns, daß Christus, der gute Hirte, für alle Schafe seiner Weide treulich sorgt, und daß sie zu rechter Zeit heimgetragen werden in des Hirten Arm und Schoß, damit sie ewig singen können: Unser Glück ist herrlich groß. Diese liebliche Wahrheit möge denn jetzt am Sarge unsers lieben jungen Mitpilgers verkündigt werden zum Trost für alle, welche heute oder später des Trostes bedürfen, sowie auch zugleich zur ernststen Mahnung für uns alle.

1. In unserm Texte spricht Christus zuerst: „Meine Schafe hören meine Stimme.“ Christi Stimme ist nicht Moses Stimme. Moses Stimme ist zwar auch Gottes Wort, nämlich das Gesetz, das alle Übertreter mit Gottes Fluch und Zorn erschreckt, damit sie ihre Sünden vor Gott recht erkennen und bereuen lernen. Aber Christi Stimme ist das süße Evangelium, das allen armen Sündern die Gnade Gottes, das allerheiligste Verdienst Christi, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit verkündigt und entgegenbringt. Christi Stimme erschallt in

allen den tröstlichen Gnadenverheißungen, durch welche Christus alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, sie zu erquicken und ihnen Ruhe zu geben für ihre Seelen, und seinen Heiligen Geist Zeugnis geben läßt ihrem Geist, daß sie Gottes Kinder seien. Christi Stimme h ö r e n heißt sein Evangelium glauben, an Christum von Herzen glauben; und alle, die also Christi Stimme hören, die von ganzem Herzen an Jesum Christum, ihren einigen Heiland, glauben, sind seine Schafe, wie er spricht: „Meine Schafe hören meine Stimme.“ Alle Menschen sind wohl verirrt und verlorene Schafe von Natur; aber nicht alle sind Christi Schafe. Nur die seine Stimme hören, die gehören zu den Schafen seiner Herde, deren lieber und getreuer Hirt er ist.

2. Christus spricht weiter: „Und ich kenne sie.“ Gewiß: „Es kennt der Herr die Seinen und hat sie stets gekannt, die Großen und die Kleinen, in jedem Volk und Land.“ „Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen.“ „Er ruft seine Schafe mit Namen“; er kennt sie also alle ganz genau, ebenso wie er auch die andern untrüglich sicher kennt und zu den ungläubigen Juden sagen konnte: „Ihr seid meiner Schafe nicht.“ Seine Schafe kennt er aber nicht bloß kraft seiner göttlichen Allwissenheit, sondern er kennt und erkennt sie als die Seinen in unaussprechlicher Liebe. Er kennt sie; also sieht und weiß er auch alle ihre Not und bekümmert sich liebevoll darum und sorgt für sie als ein treuer Hirt. Wie ihn der Vater kennet und er kennet den Vater, also kennet Christus die Seinen, nämlich auch dann, wenn sie im tiefsten Elend stecken, ja wenn sie gar als ein Fluch der Welt und Pegoßer aller Leute, als Schlachtschafe geachtet werden sollten, wenn Menschen sie ver kennen; auch dann, gerade dann erkennt Christus sie in zärtlichster Liebe als die Seinen, als seine Lieben und Freunde an.

3. Er spricht weiter: „Und sie folgen mir.“ Er geht ja „vor ihnen hin, und die Schafe folgen ihm nach, denn sie kennen seine Stimme. Einem Fremden aber folgen sie nicht nach, sondern fliehen von ihm, denn sie kennen der Fremden Stimme nicht“. Christi Schafe sind auch in die Nachfolge ihres guten Hirten berufen mit einem heiligen Ruf. Christus hat ihnen ein Vorbild gelassen, daß sie sollen nachfolgen seinen Fußtapfen. „Wer mir dienen will, der folge mir nach.“ „Lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.“ — Das alles gehört auch mit zu der Stimme Christi. Dieser Stimme folgen alle seine Schafe willig und gern. Sie verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste. Sie kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Sie leben züchtig, gerecht und gottselig in dieser Welt. Sie folgen dem Lamm nach, wo es hingeht. Das Bild des demütigen, sanftmütigen, liebevollen, keuschen, aufrichtigen, wahrhaftigen Heilandes spiegelt sich in dem Lebenswandel aller, die ihm angehören. Indem sie seinem Bilde ähnlich werden, werden sie von Tag zu Tage je mehr

und mehr als neue Kreaturen, als wunderschöne Gnadengeschöpfe, zum Ebenbilde Gottes verneuert. Geht es hiermit auch noch in großer Schwachheit her, so sprechen sie doch herzlich froh:

Ich höre deine Stimme, mein Hirt, und allgemach,
Wenn auch in Schwachheit, klicke ich deinen Schritten nach.
O laß zu allen Zeiten mich deine Wege gehn
Und deinem sanften Leiten mich niemals widerstehn!
Mein Hirt, mein Gnadenspende, zieh mich dir kräftig nach!
Ich folgte gern behender; allein ich bin so schwach.
O komm, mir beizuspringen, wenn ich nicht weiter kann!
Es wird mir schon gelingen, nimmst du dich meiner an.

4. Er spricht weiter: „Und ich gebe ihnen das ewige Leben.“
O welch eine Gabe ist das! „Der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn.“ Christus ist gekommen, daß wir das Leben und volle Genüge haben sollen. Er hat sein Leben für die Schafe gelassen, „auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“. Christus gibt das ewige Leben allen denen, die der Vater ihm gegeben, schon von Ewigkeit ihm zugewiesen hat, allen Auserwählten, allen seinen Schafen. Wer an ihn glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt. Mitten im zeitlichen Tode gibt Christus seinen Gläubigen das ewige Leben, ein Leben in dem Paradies, da man von keinem Jammer weiß; ein vollkommen seliges und unaussprechlich herrliches Leben in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; ein Leben, von dem St. Johannes sagt: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“; ein Leben, von dem Jesaias sagt: „Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird weg müssen.“

5. Der Herr spricht weiter: „Und sie werden nimmermehr umkommen.“ Davon kann freilich gar keine Rede mehr sein im ewigen Leben, wohl aber auf dem Wege dahin. Denn der Weg ist ein schmaler und beschwerlicher Weg, voller Anfechtungen und Versuchungen, in denen die Seele täglich schwebt, voll Sündenangst und Kreuzesnot. Da könnte es leicht geschehen, daß Christen auf dem Wege verschmachten und umkommen, wie schon vielen widerfahren ist, die eine Zeitlang glaubten und zur Zeit der Anfechtung abfielen, oder an denen Gott sonst kein Wohlgefallen hatte, die niedergeschlagen wurden in der Wüste. Nun sagt aber Christus von seinen Schafen: „Sie werden nimmermehr umkommen.“ Da sie nämlich seine Stimme hören und ihm folgen, so gebrauchen sie auch sein liebes Wort und seine heiligen Sakramente als die Mittel und Siegel der Gnade zur Stärkung ihres Glaubens, zur Vermehrung ihrer Liebe und Hoffnung. Christus, ihr Hirte und Heiland, selbst ist es, der ihnen reichlich und täglich alle ihre

Sünden vergibt und alle ihre Gebrechen heilt, der sie stärkt und fest behält in seinem Wort und Glauben bis an ihr seliges Ende. Durch sein Wort und Sakrament läßt er sie fort und fort die nötige Erquickung auf dem Wege zum Himmel genießen. „Er dämpft Sturm und Wellen und was mir bringet Weh.“ „Er läßt auch im Sterben die Seinen nicht verderben.“ Er ruft über alle seine Schafe aus: „Sie werden nimmermehr umkommen.“

6. Endlich spricht er: „Und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ Dies möchte wohl der Teufel alle Tage gerne tun, der ja umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, wobei die gottlose Welt, dazu auch unser sündverderbtes Fleisch und Blut mit ihm im Bunde stehen.

Mit unsrer Macht ist nichts getan;
Wir sind gar bald verloren.

Unsre Macht ist lauter Ohnmacht
In dem müden Lebenslauf;
Denn man sieht uns, weil wir wallen,
Öfters straucheln, oftmals fallen.

Dagegen ist nun aber Christus stärker, viel stärker als alle Feinde unserer Seligkeit zusammengenommen. Und er hat verheißen, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig sei, daß er uns stärken wolle und bewahren vor dem Argen, daß er uns schützen und erhalten wolle zum ewigen Leben. Unsere Seligkeit ist nicht in unsere schwachen Hände gelegt (sonst würden wir sie viel leichter, als Adam und Eva im Paradiese geschehen, ja alle Stunden und Augenblicke verlieren), sondern in die allmächtigen Hände unsers Heilandes Jesu Christi. Die halten fest; eine Hand ist genug. „Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen“, so spricht Christus von allen seinen Schafen. „Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles; und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen.“ Jedem Gläubigen ruft er zu: „Fürchte dich nicht! Denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ „Fürchte dich nicht! Ich bin mit dir. Weiche nicht! Denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Im gläubigen Aufblick zu ihm, dem Anfänger und Vollender des Glaubens, darfst du ganz zuversichtlich sprechen: „Ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er kann mir meine Beilage bewahren bis an jenen Tag.“ „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.“

1. Nun, meine Lieben, seht ihr nicht aus diesem allem, daß Gottes Brunnlein Wassers die Fülle, darum auch Trostes die Fülle hat, auch bei dem Tode dieses unsers lieben jungen Mitpilgers; daß über seinem

Sarg und Grab die Wächlein des Trostes gleichsam von allen Seiten her zusammenfließen? Hatte ihn nicht Christus, der gute Hirte, schon in der heiligen Taufe zu einem Schäflein seiner Weide gemacht? Hat er ihn nicht durch alle die Jahre seiner Kindheit und Jugend auf grüner Aue geweidet und zum frischen Wasser geführt? Hatte er ihm nicht die Ohren und das Herz aufgetan, seine Stimme zu hören? Dürft ihr nicht getroßt und mit aller Zubersticht ihn zu den Seligen zählen, von denen der Heiland sagt: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“, die er in ewiger, unaussprechlicher und unauslöschlicher Liebe erkennet als die Seinen, als sein Volk des Eigentums, als sein theures Erbteil vom himmlischen Vater her? Hatte nicht sein Heiliger Geist ein schönes Glaubensleben in ihm angerichtet und liebliche Früchte der Gottseligkeit aus ihm hervorgebracht, also daß er seinem guten Hirten auch willig und freudig nachfolgte in der Liebe, Demut und Geduld, daß er behütet blieb vor dem gefährlichen Gifthauß der Welt und ihrer eiteln Sündenlust? Hat nicht sein Heiland ihm auch noch Trost genug zufließen lassen in seiner letzten Krankheit und in der Todesnot? Dürft ihr es daher dem lieben, treuen Heiland nicht zutrauen, daß er auch über diesen seinen Jünger werde ausgerufen haben: Dir gebe ich das ewige Leben, du wirst nimmermehr umkommen, und niemand wird dich mir aus meiner Hand reißen? „Ich habe dich je und je geliebet; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte“?

O so stillt denn eure Traurigkeit, wie sich's geziemt, mit dem großen Christentrost und mit der großen Christenhoffnung aller Kinder Gottes, die je gewesen sind. Oft wird ja der Schmerz und die Traurigkeit noch überhandnehmen wollen in euren so tief verwundeten Herzen. Aber dann blickt immer bald wieder hin auf die große Seligkeit und Herrlichkeit, zu der eures theuren Sohnes und Bruders Seele nun berufen ist, und zu der auch sein jetzt noch verweslicher Leib einst erhoben werden soll in himmlischer Verklärung! O dann gedenkt auch an die hohen, köstlichen Gottesverheißungen, die auch euch gegeben sind, und ringt mit eurem Gott und Heiland im Gebet, daß ihr recht lernen mögt, euch zu freuen auf das wunderfrohe Wiedersehen und Willkommen im himmlischen Jerusalem, wenn einmal auch ihr werdet eingeführt werden „in den stillen Friedenshafen zu den Schafen, die der Furcht entrückt sein“.

2. Doch wie dürfte diese ernste, ergreifende Reichenfeier vorübergehen ohne ein besonderes Wort an die Altersgenossen des lieben Entschlafenen, an euch, ihr lieben Jünglinge und Jungfrauen, die ihr heute in so großer Zahl hier versammelt seid? Tief geht euch ja der frühe Tod eines lieben Jugendfreundes zu Herzen; aber wie viele unter euch wären wohl von Herzen willig und bereit, jetzt hier an seiner Stelle im Sarge zu liegen, wenn es Gottes Wille wäre? Manche jugendliche Personen denken gewiß: O wie bitter hätte uns der Tod geschmeckt, wenn wir so bald schon hätten sterben sollen! Aber hätte

dies nicht ebenso leicht irgendeinem unter euch widerfahren können? Ja, könnte dies nicht auch jetzt noch (wer weiß, wie bald?) dem einen oder andern unter euch begegnen? Seht doch her: Was ist das für ein Leichnam, der hier vor euch im Sarge liegt? Ist es ein Kindlein, das, schwächlich und kaum lebensfähig geboren, schnell wieder aus dieser Welt geschieden wäre? Oder ist es ein lebensmüder Greis, dem ein mitleidiger Tod die drückende Bürde abnahm? O nein! Es ist einer aus eurer eigenen Mitte, ein Jüngling, der das Leben erst noch vor sich zu haben schien, der nach menschlicher Meinung noch lange nicht reif zum Tode war. Seht, o seht, es ist wahr, was die Heilige Schrift sagt, daß auch in der Jugend niemand einen Bund mit dem Tode machen kann! O wie leicht und wie schnell kann auch irgendeins unter euch von tödlicher Krankheit ergriffen oder gar plötzlich aus dem Lande der Lebendigen weggerissen werden!

Wie, lieber Jüngling, mein Sohn, liebe Jungfrau, meine Tochter, wärest du wohl auch bereit, auch wirklich recht bereit? Nicht bloß so, wie es manche Leute in der Redensart haben, die da meinen, sie wären immer bereit. Gehörst du wirklich durch wahren lebendigen Glauben zu den Schafen der Herde Christi, die ihres guten Hirten Stimme gern hören und ihm treulich nachfolgen auf dem schmalen Wege der Gottseligkeit? Oder willst du deine beste Lebenszeit und -kraft, die Jugend, der Welt und Sünde opfern mit dem Gedanken, etwa später, wenn du im hohen Alter noch einen kleinen Rest von Kraft und Zeit übrighabest, den wollest du dann Gott widmen? Wie, ist dein Gott und Heiland wirklich nichts Besseres wert? Meinst du, die Zeit und Kraft deiner Jugend wäre zu gut für ihn? Oder meinst du, die wahre Besehrung zu dem Hirten und Bischof deiner Seele sei im Alter leichter als in der Jugend? Weißt du überhaupt, wie alt du wirst auf Erden? O meine lieben jungen Freunde, daß ich euch bitten und ermahnen könnte mit der ganzen Macht der göttlichen Heilandsliebe: Kommt, o kommt zu Jesu und ergebt euch ihm von Herzen im Glauben! Gilt und errettet eure Seele! Verlaßt alles alberne Wesen und wandelt dem Lamme Gottes nach! Entflieht doch dem eiteln, leichtsinnigen Sündenleben und lernt ihn lieben, der euch zuerst geliebt und sich selbst für euch in den Tod dahingegeben hat, daß ihr an ihm bleibt, dem treuen Heiland, der euch bracht hat zum rechten Vaterland. — Gilt aber diese Bitte und Ermahnung unserer blühenden Jugend, wieviel mehr gilt sie denen, die etwa schon eine böse Krankheit mit sich herumtragen oder vom Alter gebeugt einhergehen, also uns allen, daß wir „unsere Lenden umgürtet sein und unsere Lichter brennen lassen, daß wir gleich seien den Menschen, die auf ihren Herrn warten, wenn er aufbrechen wird von der Hochzeit, auf daß, wenn er kommt und anklopft, sie ihm bald aufthun“, „daß wir alle Stunden recht gläubig erfunden, darinnen verschneiden zu ewigen Freuden“!

3. Wohl aber unserm teuren, selig entschlafenen Mitpilger! War gleich sein Lebenslauf in dieser Welt nur ein kurzer, so läßt doch

auch er, gleichwie so manches jugendliche Christenherz vor ihm, seinen tieftrauernden Angehörigen mitten aus der frohen Ewigkeit heraus zurufen:

Schein' ich zu früh entnommen?
Sag' jemand: Kann man auch
Zu früh in Himmel kommen?
Gott bleibt bei dem Gebrauch:
Er eilet mit den Seinen
Zur schönen Himmelspracht.
Wer will nun den beweinen,
Der bei den Engeln lacht?

Mußte er gleich in seiner Jugend schon das Kreuz tragen, und war auch seine letzte Leidenszeit schwer und schmerzlich nach Menschen-
gedanken — nun wird ja seine Seele mit himmlisch süßer Freude
überströmt. Sein zerquälter Leib ruht nun und wartet der fröhlichen
Auferstehung an jenem Tage, da die liebe Seele in ihre vormalige,
dann aber herrlich verklärte, wie die Sonne leuchtende Wohnung
zurückkehren wird, auf daß Leib und Seele sich freuen mögen in dem
lebendigen Gott. Des sind wir froh und rufen ihm, wenn auch unter
vielen Tränen, so doch mit getröstetem Herzen nach:

Fahr' wohl, o liebe Seele,
Geneuß der süßen Lust!
Uns in der Trauerhöhle
Ist nichts hiervon bewußt.
Wann wird doch gelangen
Deßselben Tages Schein,
Da du uns wirst umfassen?
O möcht' es heute sein!

Amen.

Fr. S.

Dispositionen über die Sonn- und Festtags-evangelien.

Fünfter Sonntag nach Trinitatis.

Luk. 5, 1—11.

Die Weltmenschen sehen die Erde als ihre Heimat an. Sie tun, als ob sie hier ewig blieben. Unter Beachtung von mehr oder minder bürgerlicher Ehrbarkeit gehen sie dem Berufe nach, der ihnen, je nach Neigung des einzelnen, zu Reichtum, Ehre, Bequemlichkeit usw. am erspriechlichsten zu sein scheint. Sie arbeiten; aber weder im Gehorsam gegen Gott (1 Mos. 3, 19) noch aus Liebe zum Nächsten, sondern nur aus Eigennutz (Röm. 14, 23 b). Und ihrer keiner sorgt ernstlich um seine unsterbliche Seele. So nehmen sie ein Ende mit Schrecken. — Der gläubige Christ dagegen weiß, daß seine Heimat nicht hienieden ist

(Phil. 3, 20). Zwar kauft er seine Erdenzeit im Dienst des Nächsten treulich aus, versäumt aber darüber nicht die Sorge um seine Seele. Er ist seines doppelten Berufs auf Erden eingedenk.

Des Christen doppelter Beruf.

1. Sein irdischer Beruf.

a. Die Christen auf Erden sind in verschiedenen Berufszweigen tätig. a. Unter denen, die nach B. 1 das Wort Gottes heilsbegierig, gläubig hörten, waren Hausväter, Hausmütter, Landleute, Gewerbetreibende, Dienstboten u. a. Petrus und seine Genossen, B. 2. 3. 10 a, waren Fischer, Matthäus ein Beamter, Lukas ein Arzt, Joseph ein Zimmermann, Paulus ein Zeltmacher, Lydia eine Purpurchändlerin usw. Auch in unserer Gemeinde, Synode und Kirche sehen wir verschiedene Berufsarten vertreten. b. Alle irdischen Berufstätigkeiten sind gut, wenn sie nicht gegen Gottes Ehre und Willen (Kol. 3, 17) streiten, wie Wahrsagerei, Anfertigung und Betrieb von Gözenfiguren, Vermieten und Halten von Bordellen, Spiel- und Saufhäusern usw., und wenn durch sie dem Nächsten wahrhaft gedient wird (1 Petr. 4, 10). Nähr-, Lehr- und Wehrstand.

b. In seinem irdischen Beruf soll der Christ treu sein. a. Wie? Indem er die von Gott erlangten Geistes- und Leibeskräfte täglich fleißig ausnützt, B. 5 a („die ganze Nacht gearbeitet“), B. 2 b („wuschen ihre Netze“), im Dienste seiner Vorgesetzten, der gütigen wie der mündlichen, damit er sich und seine Hausgenossen, betagte Eltern usw. versorge und Mittel habe zur Förderung des Reiches Gottes und christlicher Wohltätigkeit (Eph. 4, 28); und indem er sich fernhält von Vorwitz (Sir. 3, 24), unchristlichen Arbeiterverbindungen, Sozialismus, Lügen, gewissen Turnvereinen usw. (Ps. 1, 1) und in schweren Zeiten den Sorgengeist mit Gottes Wort gläubig und betend (Ps. 90, 17) bekämpft und besiegt. b. Warum? Weil Gott will, daß der Christ im irdischen Berufe treu sei (Röm. 12, 7 b; 2 Thess. 3, 10—12), weil die Treue im irdischen Beruf eine notwendige Glaubensfrucht ist (Kol. 3, 23. 25), weil der Christ auch durch solche Treue sein Glaubenslicht leuchten läßt (1 Petr. 4, 11 b). Welche Empfehlung unserer Gemeinde und Kirche, wenn Leute gerade nach lutherischen Dienstboten suchen!

c. Segen und Erfolg der Arbeit gibt Gott nach seinem Wohlgefallen. a. Gott schenkt den Segen nach seinem Ermessen. Er allein ist der Spender. Wer sonst? (Ps. 127, 1. 2; Jak. 1, 17.) Ohne Gottes Segen liegt Landwirtschaft, Handel und Industrie brach, B. 5 („nichts gefangen“), oder Krieg, Pestilenz, Verfolgung, Ungeziefer, Feuer, Wasser, Sturmwind usw. verheeren die Gaben. — Nach seinem Wohlgefallen, also zu seiner Zeit, B. 5 b, dem einen in der Jugend, dem andern im Alter; und nach seinem Maß, B. 6. 7, dem einen mehr, dem andern weniger (Spr. 22, 2). Fette und magere Jahre kommen, wie einst in Ägypten, auch heute nicht von den weltlichen Gesetzgebern und politischen oder sozialistischen Parteien, sondern vom Herrn. Christlicher

Ertrag der Arbeit ist Gottes Segen. b. Darauf vertraut der Christ glaubensfröhlich. Denn Jesu Wort ist noch heute so mächtig wie ehem, B. 5 b; und sein Wort sagt dem Gläubigen unzweideutig zu: Matth. 6, 25 ff. (Lied 281, 2.)

2. Sein himmlischer Beruf.

a. Derselbe besteht a. darin, daß der Christ im Glauben an Christum beharrt. Trotz mancherlei Erfahrungen, bei denen der Christ seiner Sündhaftigkeit besonders inne wird und in Schrecken gerät, B. 8—10 a, soll er nicht irre werden an Jesu, B. 10 b („Fürchte dich nicht!“) und der in der Schrift geoffenbarten Gnade Gottes (Gal. 1, 6), sondern unverrückt dem seligen Heimatziel zustreben durch gläubigen, fleißigen Gebrauch der Gnadenmittel (1 Tim. 6, 12). — Bist du ein schriftgläubiger Christ? b. Darin, daß er andere Christo und seinem Worte zuführt. Außer Christo ist alles, welchen Schein und Namen es haben mag, Tod und Verderben (1 Joh. 5, 19). Aufgabe des Christen, der Kirche ist, die verlorenen Menschen mit dem Netz des Evangeliums für das Himmelreich zu fangen, B. 10 c (1 Petr. 2, 9).

b. In diesem Berufe hauptsächlich soll der Christ alle Treue beweisen. a. Wie? Indem er, was sein eigenes Heil betrifft, in guten Tagen sich durch Reichtum, Vergnügungen, Ehre usw. nicht blenden läßt und in bösen Tagen den Versuchungen des Fleisches, der Welt und des Teufels keinen Raum gibt, vielmehr unaufhörlich bedacht ist auf reine Lehre in Kirche und Schule, daher auch sein irdisches Gut und seine Kräfte in Christi und der Kirche Dienst stellt, B. 3 a. 4 („Fahre auf die Höhen!“), willig und reichlich zur Gemeindefasse beiträgt und immerdar vorsichtig wandelt, dem Herrn zu allem Gefallen (Eph. 4, 1); und indem er, was das Seelenheil anderer betrifft, nicht denkt: Was gehen mich die an? sondern alles mögliche tut, Gottes Wort auszubreiten, damit die Menschen sich zum Wort hindrängen, B. 1, sowohl daheim und im eigenen Lande wie in der Fremde, daher die Lehranstalten kräftig unterstützt, aus denen Leute hervorgehen, die um Jesu willen bereit sind, alles zu verlassen, B. 11, um ihm Seelen zuzuführen (Matth. 9, 37. 38). b. Warum? Weil Gott will, daß der Christ vornehmlich in seinem himmlischen Beruf Treue übe (Matth. 6, 33), weil er durch solche Treue sein und anderer Seelenheil fördert (2 Petr. 1, 10. 11), und weil beharrliche Untreue Gottes ewige Strafe nach sich zieht.

c. Segen und Erfolg verbürgt Gott, a. wie Petri und seiner Mitapostel Beispiel zeigt. Verheißten hatte der Herr: „Du wirst Menschen fassen“, B. 10. Wie herrlich erfüllte sich diese Verheißung zu Pfingsten (Apost. 2, 41) und nachher (Apost. 2, 47 b; 4, 4; 5, 14; 11, 21; 14, 1; Röm. 15, 19 b). b. Ähnliches erfährt der Christ auch jetzt. Jedem Christen gilt Christi Missionsbefehl und die Missionsverheißung. Die Erfüllung sehen wir zum Teil schon hier in der Ausbreitung der Kirche (Matth. 24, 14), in voller Glorie aber einst droben. — 1 Kor. 3, 8 b; 15, 58.

Sechster Sonntag nach Trinitatis.

Matth. 5, 20—26.

Wie traurig ist es doch, wenn Christen miteinander hadern und streiten! Sie bereiten sich selbst und ihren Mitpilgern unsägliches Kummer. Unfriede verbittert das Leben. — Noch schlimmer ist es, wenn der ausgebrochene Streit weiter und weiter um sich greift, so daß sich Parteien in der Gemeinde bilden. Das hindert und stört nicht nur das leibliche und geistliche Wohl der einzelnen Christen, sondern auch den gesegneten Fortgang des Reiches Gottes, legt sich wie ein Hemmschuh an die ganze Tätigkeit der Gemeinde und führt nicht selten zu Spaltungen, die jahrzehntelang die Gemüther erbittern, ja zur Bildung falschgläubiger Gemeinden Veranlassung geben. — Wie wichtig ist es daher, daß wir den Frieden zwischen Brüdern und Schwestern nicht stören und alles meiden, was Hader und Streit herbeiführen könnte. Unser heutiger Text ermahnt uns dazu.

Was sollen wir tun, damit der Friede zwischen Glaubensbrüdern und Glaubenschwestern nicht gestört werde?

1. Wir sollen vor dem Zürnen und Streiten uns ängstlich hüten.

a. V. 20. 21. Nicht von der Glaubensgerechtigkeit redet hier Christus. Er legt das Gesetz nach seinem wahren Sinn und Verstand aus; seine Worte beziehen sich auf die Lebensgerechtigkeit. Er zeigt, „worin die rechte christliche Frömmigkeit besteht, welches die rechten guten Werke sind, durch welche seine Jünger ihren Glauben beweisen sollen“. Die Pharisäer setzten ihre Gerechtigkeit in äußerliche gute Werke, zum Teil in selbst erwählte Heiligkeit. Sie meinten, im fünften Gebot sei nur der äußerliche grobe Totschlag verboten. Solche Pharisäer gibt es heute noch, die das ganze Christentum im äußerlichen Kirchengehen, im Werk des Abendmahls genusses, in der äußerlichen Förderung kirchlicher Unternehmungen usw. suchen. Dem fünften Gebot insonderheit meinen sie Gehorsam geleistet zu haben, wenn sie nur vor grobem Hader und Hader sich einigermaßen hüten und die gewöhnlichen Höflichkeitsformen beachten, während ihr Herz voll Gift und Galle gegen den Nächsten ist, und sie nur auf eine günstige Gelegenheit warten, unter dem Schein der Gerechtigkeit die von ihnen gehassten Brüder und Schwestern recht empfindlich zu kränken. Denen sagt Christus, daß sie nicht in das Himmelreich kommen werden, denn sie haben nicht die Gesinnung, die aus dem Glauben fließt; sie haben keinen wahren Glauben und gehen daher verloren.

b. Dagegen sagt der Herr: V. 22. Er greift das Herz an. Nicht zürnen sollen wir. Es gibt einen heiligen, gerechten Zorn, den Zorn über die Sünde, über die hartnäckige Unbußfertigkeit. Den verbietet der Herr nicht. Er will vielmehr, daß wir mit dem „Bruder“,

unserm Nächsten, der ein Christ geworden ist, nicht zürnen. Er straft den fleischlichen Zorn, der gegen Mitchristen gerichtet ist und der auch dem Weltmenschen gegenüber nicht erlaubt wird. — Zwar haben wir ein verderbtes Herz. Wie wir den Vögeln nicht wehren können, daß sie über unsere Häupter dahinfliegen, so können wir es auch oft nicht hindern, daß sich der Zorn gegen einen Bruder in unserm Gemüthe regt. Das ist Schwachheitsünde, bei der, wenn sie bekämpft wird, der Glaube bestehen kann. Aber wer die zornigen Regungen nährt und pflegt, sie nicht aus seinem Herzen zu verbannen sucht, der ist des Gerichtes schuldig, fällt dem göttlichen Gericht anheim, er treibt den Heiligen Geist aus seinem Herzen, verliert Glauben, Vergebung und Seligkeit. — Auch das kommt wohl bei einem Christen vor, daß er sich von seinem heftigen Temperament fortreißen läßt, beleidigende, zornige Worte gegen den Bruder auszustößen. Aber sie tun ihm so fort Leid. Er sucht sie wieder gutzumachen. Wer dagegen sagt: „Rach“ = Hohlkopf, „du Narr“, wer am Schimpfen und Schelten seine Lust hat, wer ein Vergnügen daran findet, beleidigende, zum Zorn reizende Anspielungen zu gebrauchen, und dann trotz aller Mahnungen nicht von solchen Sünden lassen will, der ist des Rats, des höllischen Feuers schuldig, er hat vor Gott getödet und ist in den Augen Gottes ein grober Übertreter des fünften Gebotes. Schon mancher hat durch seine Streitsucht die Seligkeit verloren. — Wie ängstlich sollen wir daher vor dem Zürnen, vor allen beleidigenden Redensarten uns hüten! Zorn und Streit ist ein Wasserstrahl, der das Feuer des Glaubens in den Herzen auslöscht und schreckliches, ewiges Verderben bringt. — Wie aber, wenn trotzdem einmal Hader und Zank zwischen uns und einem Bruder ausgebrochen ist?

2. Wir sollen sofort die Versöhnung mit dem beleidigten Bruder suchen.

a. B. 23. 24. Dieser Spruch wird mit Recht auf die Vorbereitung zum Genuß des heiligen Abendmahles angewandt. Aber manche gebrauchen ihn falsch: sie haben sich etwa mit einem Bruder noch nicht versöhnt, gehen darum nicht zum heiligen Abendmahl und meinen, so dem Befehl des Herrn Genüge geleistet zu haben. Sie täuschen sich. „Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst“, das heißt, wenn du dich deinem Gott nahen willst, wenn du Vergebung der Sünden haben, wenn du beten, wenn du irgendwie mit Gott handeln willst. Wer sich nicht versöhnen will, der schließt sich selber von Gottes Angesicht aus. — „Gehe hin!“ Das ist oft dem alten Adam ein schweres Stück Arbeit. Aber der alte Adam muß ersäuft, das Fleisch gekreuzigt werden. Wie? Du sagst, du würdest ihn in seinem Hochmut bestärken, du seiest nicht schuld am Streit, er habe angefangen usw.? Wisse, für den Erfolg bist du nicht verantwortlich; der Herr befiehlt dir, daß du hingehen sollst; laß dich von der Liebe und nicht von deinem gekränkten Ehrgeiz treiben. — Hast du den Versuch zur Versöhnung auf-

richtig gemacht, dann opfere getrost, mit gutem Gewissen deine Gabe, dann nahe dich deinem Gott.

b. B. 25. 26. Eile tut not. Schiebe die Versöhnung nicht auf. Laß die Sonne nicht über dem Born untergehen. Du weißt nicht, wie lange du noch mit dem Widersacher auf dem Wege bist, wie lange ihr noch beide auf Erden seid; er kann sterben, plötzlich sterben. Wie schrecklich, wenn er in die Ewigkeit hinüberginge, ohne daß du versucht hast, ihm die Friedenshand zu bieten! Du kannst plötzlich sterben; willst du mit einem unverföhnten Herzen über die Schwelle der Ewigkeit treten? — Wer die Versöhnung aufschiebt, der wird unwillkürlich mancherlei Gedanken des Grolls bei sich hin und her bewegen, der Widerwille gegen den Nächsten wird fester und hartnäckiger, mit jedem Tage wird es schwerer, die nötigen Schritte zur Versöhnung zu tun. — Bedenke, daß der Unversöhnliche an Gott einen unerbittlichen Richter finden wird.

Wenn wir so Born und Haß in unsern eigenen Herzen bekämpfen und statt dessen die Liebe zu üben versuchen, durch die der Glaube tätig ist, wenn wir eilig und schnell uns mit den beleidigten Brüdern und Schwestern versöhnen, vergeben und um Vergebung bitten, dann wird Streit und Hader nicht leicht zwischen uns und unsere Glaubensgenossen kommen, und der Friede in der Gemeinde wird nicht gestört werden. Dazu gebe uns Gott seinen Heiligen Geist und verleihe, daß die Liebe in unsern Gemütern je länger desto inniger werde.

L. D.

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

Matth. 8, 1—9.

Wieder ein Speisungswunder des Herrn. Es lehrt uns vor allem, daß Gott uns auch im Irdischen versorgt. Als der Allwissende kennt er unsere Not, als der Barmherzige will er gerne helfen, als der Allweise weiß er immer Rat, als der Allmächtige kann er Hilfe leisten. Also sollen wir im Mangel nicht verzagen, sondern Gott vertrauen. — Aber dieses Evangelium hat noch eine andere Seite. Die letzten Verse handeln vom Aufheben der „übrigen Brocken“. Darin liegt die Lehre vom Sparen; die ist auch wichtig. Wohl kommt aller Segen von Gott; aber was nützt der reichste Überfluß, wenn man nicht nach Gottes Willen damit haushält?

Eine Ermahnung zur christlichen Sparsamkeit.

1. Daß wir sparen sollen.

a. Das Speisungswunder war vollendet. Die Viertausend waren satt geworden. Nun kam das Sammeln der übrigen Brocken, B. 8. Das taten die Jünger nach dem Willen des Herrn. Schon bei der Speisung der Fünftausend hieß es: Joh. 6, 12. Diesem Befehl gemäß huben sie auch diesmal auf, was übrigblieb. (Matth. 14, 20;

Matth. 6, 43; Luk. 9, 17.) Es ist also nicht gleichgültig, sondern wichtig. Damit straft der Herr zunächst alle Verschwendungssucht, das gerade Gegenteil vom Sparen. Wenn Gott sein täglich Brot, Geld und Gut und dazu noch übrige Brocken beschert, der soll nicht verschwenderisch damit umgehen, nichts umkommen und verderben lassen, Gottes Gaben weder zur Eitelkeit und Puffsucht noch zum Wohlleben, Prassen und Schlemmen mißbrauchen. Hier liegt eine herrschende Sünde unserer Zeit. Die Welt vergeudet förmlich Gottes Güter; sie will das Leben genießen. Aber auch in Christenfamilien steht es oft mit der Haushaltung schlecht. Es wird so viel auf Nahrung und Kleidung verwandt, daß die Ausgaben die Einnahmen weit übersteigen. — Welchen Schaden bringt solche Verschwendung! Sie ist Verachtung der Güter Gottes, verwandelt allen Segen des Herrn in Fluch, hat oft bittere Not zur Folge und beladet das Gewissen mit schweren Sünden. (Eph. 3, 11; Sir. 19, 1; Luk. 15, 13 ff.) Wohl allen, die diesen Mißbrauch des irdischen Segens mit Reue und Leid gegen Gott erkennen!

b. So ernstlich aber hiermit die Verschwendung gestraft wird, so nachdrücklich befiehlt der Herr die christliche Sparsamkeit. Die rechte Sparsamkeit muß bei den „übrigen Brocken“, den kleinen Vorräten, angehen. Sparen heißt daher, das Seine wohl zu Rate halten, unnötige Ausgaben vermeiden, mit dem von Gott bescherten Überfluß sorgfältig umgehen und jeden Erdensegens dankbar aus seiner Hand annehmen. Dazu aber gehört, kein besseres Essen und Trinken haben wollen, als das Einkommen es erlaubt; sich nicht vornehmer kleiden, als der Stand es erfordert; gern entbehren, was man nicht anschaffen kann; alles leichtfertige Schuldenmachen vermeiden, überhaupt christliche Genügsamkeit üben. Das Volk in der Wüste war selbst mit Brot und Fisch zufrieden. — Welcher Segen ruht auf solcher Sparsamkeit! Da handelt man nach Gottes Willen, hat ein gutes Gewissen, genießt die Hilfe des Herrn, kommt vorwärts und ist des göttlichen Segens versichert. (Eph. 3, 4; 31, 10 ff.) Und gibt es nicht volle Kammern, so doch genug. Wohl uns Christen, wenn wir demütig erkennen, daß es leider an der rechten Sparsamkeit oft mangelt, Gott bitten, wegen solcher Sünden nicht mit uns ins Gericht zu gehen, dem Beispiel der Jünger nachfolgen und in unserer ganzen Haushalterschaft an das Wort gedenken: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!“

2. Zu welchem Zweck wir sparen sollen.

a. Zur Ehre Gottes. Das ist der höchste Zweck; dazu sollen wir alles tun. Gott segnet gerne. Das hat er in der Wüste bewiesen. Ihn jammerte die Not des Volkes und er sättigte sie. So freundlich ist er noch heute. Seine milde Hand sättigt alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Er versorgt die Menschen mit Brot und das Vieh mit Futter. Nun muß er auch die Ehre dafür haben, daß es seine Gaben sind. Darum müssen wir erkennen, daß wir mit dem Segen des Herrn

hauszuhalten haben, von seinem Tische speisen, aus seiner Hand leben. Jedes Krümchen Brot ist ein Segen Gottes und darf nicht mit Füßen getreten werden. So laßt uns sparen dem Herrn zu Ehren, von dessen Gnade wir leben, und jeden übrigen Brocken als seine Gabe hoch und wert halten.

b. Zum Nutzen des Nächsten. Die übrigen Brocken sollten gesammelt werden, „daß nichts umkomme“; sie sollten ihren Zweck erfüllen und Nutzen schaffen. Dies Beispiel Christi im kleinen wird bestätigt durch das Exempel Josephs im großen, 1 Mos. 41, 33—36. Da empfiehlt er dem König, von dem übrigen der reichen Jahre etwas zu sparen und aufzubewahren auf die teuren Jahre, „daß nicht das Land vor Hunger verderbe“. So sollen auch wir sparen und zusammenhalten, um Nutzen damit zu stiften. Diese Mahnung gilt jedem Hausvater für sich und die Seinen, die er zu versorgen hat. Gibt Gott also manchmal reichlich, so soll der Segen für künftige Not gespart werden, auch wohl für das kommende Alter. Aber auch für die Armen und Dürftigen sollen die übrigen Brocken aufgehoben werden, damit man ihnen im Fall der Not aushelfen, wohlthun und mitteilen kann. (Eph. 4, 28.) Arbeit und Sparsamkeit soll nach Gottes Willen in des Nächsten Dienst gestellt werden. Die Ersparnisse sollen aber nicht minder dem Aufbau des Reiches Gottes und der Erhaltung seiner Gemeinde nützen. Wird so gespart, so braucht nichts umzukommen. Es ist tausendfache Verwendung da für etwaige Vorräte. Wohl allen, die mit ihrem Überfluß solchen Segen um sich her verbreiten! Die sparen nach Gottes Absicht und Wohlgefallen. Darum die Bitte: Lied 271, 2 a.

3. Vor welchen gefährlichen Abwegen wir uns beim Sparen zu hüten haben.

a. Vor Müßiggang. Nach der Speisung heißt es: „Und er ließ sie von sich.“ Die durch ein Wunder Gesättigten sollten nun wieder in ihr Haus und an ihren Beruf gehen, damit sie durch redliche Arbeit und Sparsamkeit Gott und ihrem Nächsten dienen könnten. — Dies ist der Weg, den jeder Christ gehen soll. Ohne fleißige Arbeit ist kein Sparen denkbar. Tage der Ruhe und Erholung sind wohl erlaubt; sonst aber heißt es: „Bet' und arbeit', so hilft Gott allzeit.“ Wer sich danach hält, wird nicht nur für sich genug, sondern auch noch für andere etwas übrighaben.

b. Vor dem Geiz. Das Sammeln und Zusammenhalten gefällt dem alten Adam; damit stimmt er ganz überein, soweit es ihn selber betrifft. Sobald es sich aber dabei um den Nächsten handelt, sucht das Fleisch den Christen zu betören. Es wird viel für Sparsamkeit ausgegeben, was doch in Wahrheit Geldliebe, Habsucht, Kargheit und Geiz ist, Geiz, der weder sich noch andern das Nötige gönnt. Aber dem Geiz will Christus nicht das Wort reden, wenn er zur Sparsamkeit ermahnt. Die Jünger und das Volk haben sich erst satt gegessen, und dann erst sind die übrigen Brocken aufgehoben — die „übrigen“. Was übrig ist,

soll aufgespart werden. Man darf wohl des Leibes warten mit Nahrung, Kleidung, Pflege und Schonung. Viele tun das auch; aber sobald etwas für andere begehrt wird, reden sie vom Sparen. Das ist wieder ganz verkehrt. Christliche Sparsamkeit gibt erst und dann erst legt sie zurück. Wer sich also nicht satt ißt und die Seinen nicht versorgt, sondern verwaarloßt, um möglichst viel zurückzulegen, der macht das Geld zu seinem Abgott. Wer seinen Nächsten darben sieht und schließt sein Herz vor ihm zu, um nur von den übrigen Brocken nichts abzugeben, der übt nicht die Tugend der Sparsamkeit, sondern frönt dem Laster des Geizes. Wer sich weigert, für Gottes Reich und Gemeinde beizusteuern, nur um desto mehr Geld und Gut anzusammeln, der ist nicht den lieben Aposteln und dem frommen Joseph gleich, sondern dem gottlosen Judas und dem geizigen Kornbauer (Luk. 12, 16 ff.). Wachen wir darum über unser böses Herz, daß uns der Teufel beim Sparen nicht betrüge noch verführe!

c. Vor dem eitlen Vertrauen auf unser Sparen. Auch da droht Gefahr. Wenn auch viele Christen die übrigen Brocken nicht ihrem Arbeiten zuschreiben, so doch ihrem Sparen. Wie verkehrt! Wer kann denn etwas ersparen, wenn Gott nicht Segen, Glück und Gesundheit gibt? Weg mit dem Dünkel: Mein Sparen hat's getan, daß ich genug habe! Nein, wie Säen und Ernten, so ist auch Sammeln und Sparen umsonst, wenn Gott nicht segnet wie dort in der Wüste, sondern seine Hand von uns abzieht. Und wer daher bei aller Sparsamkeit doch nichts erübrigt, der verzage nicht, sondern baue und traue auf Gott; der hat Macht und Güte genug, uns zu versorgen. Er sorgte dort in der Wüste für Seele und Leib; das tut er noch. Vergessen wir darum über dem Sparen nicht die Sorge für das ewige Leben! (Matth. 6, 33. Lied 363, 3. 7.)

D. M. H.

Achter Sonntag nach Trinitatis.

Matth. 7, 15—23.

Im dritten Artikel bekennen wir, daß es eine christliche Kirche gibt und geben wird bis an den Jüngsten Tag. Auch das ist ein Glaubensartikel; denn die Kirche ist unsichtbar. (Luk. 17, 20. 21.) Die christliche Kirche ist ja die Gemeinde der Gläubigen. Der Glaube aber ist eine Sache des Herzens. — Es ruht aber unser Glaube, daß es eine christliche Kirche gibt und geben wird, auf der Gewißheit der Verheißung Gottes und der Kraft seines Wortes. Er hat verheißt, daß auch die Pforten (Macht, Gewalt) der Hölle seine Kirche nicht überwältigen sollen; er hat verheißt, daß sein Wort nie leer zurückkommt. Deshalb bekennen wir allezeit fröhlich und getrost: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche.“ — Diese köstliche Wahrheit wird nun vielfach gröblich mißbraucht. Sind auch, sprechen viele, in den verschiedenen Sektenkirchen noch wahre Kinder Gottes zu finden, so ist es offenbar, daß an der Reinheit der Lehre nicht viel gelegen ist. Was liegt viel daran, ob

eine Kirchengemeinschaft in diesem oder jenem Stück ein wenig anders lehrt als wir? Sie bekennen sich doch alle zur Bibel. Sie predigen alle Christum, den Gekreuzigten. Sie dringen alle auf ein frommes Leben. Anstatt Gott also für die wunderbare Gnade zu danken, daß er auch mitten unter seinen Feinden herrscht, daß er sich auch da, wo viel Irrtum und Lüge im Schwange geht, ein Häuflein Auserwählter erhält, ist diese Gnade vielen eine Veranlassung zur Gleichgültigkeit in der Lehre. Auch unter uns ist solche Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit zu spüren. Auch unser alter Adam ist ein Unionist, und der Unionismus liegt sonderlich in unserer Zeit in der Luft. Darum usw.

Die Warnung Christi vor den falschen Propheten.

1. Wie gefährlich sie sind.

a. Unmittelbar vor unserm Text sagt der Herr: **W. 13. 14.** Dann fährt er fort: **W. 15.** Schon diese Verbindung zeigt uns, um welch eine wichtige Warnung es sich handelt, wie überaus gefährlich falsche Lehrer sind. Wollt ihr, will Christus sagen, die enge Pforte und den schmalen Weg nicht verfehlen, dann seht euch vor vor falschen Propheten. Die führen euch vom rechten Weg ab. Sie verderben durch ihre falsche Lehre eure Seelen und führen euch, soviel an ihnen ist, in die ewige Verdammnis. Darum seht euch vor; seid auf eurer Hut! Gebt euch nicht der Gleichgültigkeit gegen die Reinheit der Lehre hin; denn es handelt sich um nichts Geringeres als um eure Seligkeit.

b. Die falschen Propheten „kommen“. Der Satan sendet sie. Das ist ein Hauptbergnügen des Teufels, immer neue Lügen und Irrtümer aufzubringen (1 Kön. 22, 22); und je mehr die Welt sich ausbläst in eigener Weisheit, mit desto unsinnigeren Lügen narrt sie der Teufel. (Christian Science.) Tag und Nacht ist er beschäftigt, durch falsche Lehrer, in Büchern und Zeitschriften, durch gesellschaftlichen Verkehr usw. das Gift der falschen Lehre an den Mann zu bringen. — Ach, daß wir Christen so fleißig wären, die Wahrheit zu bekennen, wie Satan geschäftig ist, seine Lügen auszubreiten!

c. Sie kommen in „Schafskleidern“. Falsche Propheten haben oft einen großen Schein der Frömmigkeit, schmücken ihre Lehre mit Gottes Namen und Wort und tun wohl gar allerlei lügenhafte Zeichen und Wunder (Matth. 24, 24), so daß, wer nach dem äußeren Ansehen urteilt, sicher betrogen wird.

d. „Inwendig sind sie reißende Wölfe.“ Das ist Christi Urteil. Er kann nicht irren. Und er gibt den falschen Propheten solch harten Namen, damit seine Schäflein sich warnen lassen. Was ein Wolf für eine Schafherde bedeutet, das bedeuten falsche Lehrer für die Herde Christi.

2. Woran sie erkannt werden.

a. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Diese Früchte sind nicht die Frömmigkeit, der Eifer, die guten Werke u. dgl. der falschen

Lehrer. Diese Dinge sind vielmehr das Schafszkleid, in welchem sie auftreten. Die „Frucht“ ist die Lehre, welche sie bringen. Christus will sagen: Achtet nicht auf den äußeren Schein: Eifer, Werke und Wunder, sondern prüft die Lehre. An der Lehre prüft den Lehrer. Ist seine Lehre in allen Stücken nach Gottes Wort, dann ist er ein rechter Prophet, wenngleich mancherlei Gebrechen des Lebens sich an ihm finden; ist hingegen seine Lehre nicht dem heilsamen Wort gemäß, dann ist er ein falscher Prophet, und wäre es ein Engel vom Himmel (Gal. 1, 8; Kol. 2, 18).

b. Die Lehre nach Gottes Wort prüfen kann aber auch ein einfältiger Christ. Der sichere Prüfstein ist das „Allein aus Gnaden“. (Kurzer Nachweis, wie durch falsche Lehre von der Befehrung, Person Christi, Sakramenten, Gnadenwahl u. a. immer das „Allein aus Gnaden“ umgestoßen wird.) Wer daran steif und starr festhält, der wird vor aller falschen Lehre bewahrt bleiben; denn dieser Artikel leidet keinen Irrtum.

3. Welches Urteil über sie ergehen wird.

a. Dies Urteil steht B. 19 und 23 geschrieben. Und wer sich trotz aller Warnung von den falschen Propheten hat betören lassen, den wird ein gleiches Urteil treffen.

b. Wir haben die reine Lehre. Das ist nicht unser Verdienst, sondern Gottes unerbiente Gnade. Laßt uns festhalten an diesem guten Bekenntnis und nicht wanken! Aber sehen wir auch ja zu, daß wir dies gute Bekenntnis zieren mit einem gottseligen Wandel, daß wir in allen Stücken den Willen Gottes vollbringen. (B. 21.)

H. Spd.

Der Pastor auf sozialem und politischem Gebiet.

Als das Volk Israel bei seinem Auszug aus Ägypten an den Berg Sinai gekommen war, stieg Moses als Vertreter des Volkes auf den Berg, um mit dem Herrn zu reden. „Und der Herr rief ihm vom Berge und sprach: So sollst du sagen zu dem Hause Jakob und verkündigen den Kindern Israel: Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern getan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlersflügeln und habe euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein.“ „Und alles Volk antwortete zugleich und sprachen: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun.“ (2 Mos. 19, 3—6. 8.) Darauf gab ihnen der Herr das Moral-, Zeremonial- und Polizeigesetz. Durch diese bis ins kleinste geregelte Ordnung „sollte das Volk vom Götzendienste abgehalten, die reine Gotteserkenntnis erhalten und vertieft, der untrennbare Zusammenhang zwi-

schen Religion und Sittlichkeit, Gottesfurcht und Wohlergehen gezeigt, und die Gewissen durch Lohn und Strafe angeregt werden, um das Volk vorzubereiten für die künftige Vervollkommenung des Bundes“. Obwohl nun alles von Gott genau geregelt und durch Moses verkündigt und Israel durch ein Gelübde in dieses Bundesverhältnis zu Gott getreten war und jahrhundertlang die Segnungen dieser Theokratie genoß, so kam doch eine Zeit, in der es trachtete, sich von dieser Herrschaft loszumachen. Es begehrte einen König nach Art der Weltvölker (1 Sam. 8, 5). Der Herr sagte darauf zu Samuel: „Gehorche der Stimme des Volkes in allem, was sie zu dir gesagt haben; denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein“. (R. 7.)

Im Neuen Testament ist nun aber nach unsers Königs Christi Ordnung das Verhältnis von Kirche und Staat ein völliges, scharfes Geschiedensein. Alle Versuche, Christum zu haschen und ihn zum König zu machen, schlugen fehl. Obwohl Christus der König der Juden und der Heiden, der König aller Könige ist und mit göttlicher Macht und Majestät über alle Creaturen herrscht, so legte er doch oft Zeugnis davon ab, daß sein geistliches Reich streng von den weltlichen Reichen geschieden sein soll. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, spricht er. Damit setzt er aber keineswegs die Kirche in Gegensatz zum Staat. Christus hat nie Revolution und Empörung gegen den Staat gepredigt. Und die Kirche, die heute die politische Ordnung über den Haufen werfen und alles unter ihre Botmäßigkeit bringen möchte, erweist sich auch in diesem Stücke als die antichristliche. Da freilich, wo der Staat übergreift in die Rechte der Kirche und ihrer Glieder und diesen die freie Ausübung ihres Glaubens verbieten will, gilt das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen“; da gilt es, lieber von der weltlichen Obrigkeit Ungerechtigkeiten zu erdulden und sich von ihr auf das Schafott führen zu lassen, als wider Gott zu sündigen. Andererseits steht das Wort unsers Königs Christi ebenso fest: „Gebet dem Kaiser — der Obrigkeit —, was des Kaisers ist“, was ihr nach göttlichem und menschlichem Recht gehört.

Während nun Kirche und Staat streng voneinander geschieden sind und sein sollen, so ist doch die Kirche im Staat. Die Christen stehen unter dem Schutze des Staates und sind ihm innerhalb der von Gott bestimmten Grenzen Untertänigkeit schuldig. Die Christen sollen auch nicht nur im Staate leben, sie sollen sich vor andern als gute Bürger erweisen, und zwar nicht nur passiv, indem sie sich vor Übertretung der bestehenden Gesetze hüten, sondern auch aktiv, indem sie für das Wohl des Staates eintreten. Den gefangenen Juden in Babel ließ der Herr sagen: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohl gehet, so gehet es euch auch wohl.“ (Jer. 29, 7.) Das gilt auch im Neuen Testament, gilt allen Christen, gilt auf politischem und sozialem Gebiet.

Für den Christen kommen in politischen und sozialen Dingen zwei Fragen in Betracht: Was ist recht und was ist gut? Die erste Frage muß er nach Gottes Wort beurteilen, beantworten und danach handeln. Da hat er sich zu richten nach dem Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, sowie überhaupt nach dem Gebot der Liebe. In der zweiten Frage, was für die menschliche Gesellschaft, die Stadt, den Staat und das Land gut ist, in Sachen, da die Frage des göttlichen Rechts nicht involviert ist, hat auch der Christ nach seinem Verstand zu urteilen.

Wie weit soll nun der Christ aktiv in die politische und soziale Arena eintreten? Zur Beantwortung dieser Frage wird man kaum eine bestimmte Regel aufstellen können. Was die Politik unsers Landes in der Gegenwart betrifft, so wird wohl ein lutherischer Christ in vielen Fällen gut tun, wenn er sich von der aktiven Teilnahme daran fernhält. Freilich mögen die Verhältnisse auch derart sein, daß er mit gutem Gewissen sich nicht nur daran beteiligen kann, sondern auch sollte. Die Entscheidung liegt schließlich bei dem einzelnen. Doch soll er wohl überlegen, ob er sich nicht in Gefahr begibt, an seinem Glauben und Christentum Schaden zu leiden. In rein sozialen Fragen liegt die Sache etwas anders. Aber auch da ist für einen Lutheraner Vorsicht geboten.

Welches sind nun aber die Pflichten eines Pastors auf sozialem und politischem Gebiet? Der Pastor als Privatperson kann in dieser Frage kaum in Betracht kommen, denn was er öffentlich sagt und tut, wird ihm in den allermeisten Fällen als Pastor zugeschrieben werden. Der Pastor muß ferner immer bedenken, daß er in politischen und sozialen Fragen kein Fachmann ist und, selbst wenn er großen Fleiß und viel Zeit darauf verwendet, es doch nur in wenigen Stücken zu einer einigermaßen ordentlichen Beherrschung einer Sache bringen kann. Das lehrt die Erfahrung. Selbst Politiker, die in politischer Luft aufgewachsen, durch politische Wetter und Stöße hart geworden sind, werden es kaum in allen Fragen zu einer beherrschenden Stellung bringen. Auf sozialem Gebiet steht es ähnlich so. Da verwendet einer seine ganze Zeit und Kraft etwa auf das Studium der Frauenemanzipationsfrage oder „the child-labor-question“ und dergleichen; dann erst kann er einigermaßen mit Autorität reden.

Wenn ein Pastor als Prediger des Evangeliums auftritt, so hören seine Leute auf ihn, wenn es anders recht steht. Da redet er mit Autorität; Gott selbst steht auf seiner Seite, wenn er seine Weisheit aus der Schrift geschöpft hat. Sobald aber ein Pastor als Führer in rein politischen und sozialen Fragen auftritt, erregt er sofort das Mißtrauen seiner eigenen und anderer Leute. Entweder wird man sagen: „Was versteht denn der davon?“ oder, wenn er wirklich in einer politischen oder sozialen Frage Fachmann ist, so erhebt sich sofort der Verdacht, daß er auf Kosten seines eigentlichen Berufes Alotria treibt.

In Deutschland freilich erkennt man zum großen Teil gerade darin die Aufgabe des Pastors, daß er sich viel mit sozialen und politischen Sachen befaßt und beeinflussend, ja leitend auftritt. Lic. D. A. Dieckmann sagt z. B. in seinem Pamphlet „Welche Schranken zieht das Evangelium dem Geistlichen bei seiner Mitarbeit an der sozialen Frage?“ S. 12: „Es ist im allgemeinen überaus erfreulich, daß in so großer Anzahl und in so hervorragender Weise evangelische Geistliche der verschiedensten kirchlichen Richtungen sich an der Lösung der sozialen Frage beteiligen, wie dies ein Blick auf die Presse und Literatur unserer Tage leicht erkennen läßt.“ Schall, „Die Kirche muß Partei werden“ (S. 37), zitiert Naumann: „Die Tage einer großen christlichen Arbeiter- und Volkspartei scheinen freilich noch nicht angebrochen. Wir haben das Ideenmaterial noch nicht beisammen, mit dem sich eine Partei formieren läßt, aber die Geister wachen auf. Noch ein paar Arbeiten wie die Bücher von Nathusius und Schall, und wir werden die Signale zur christlichen Volksarbeit blasen hören.“

Ganz radikal sind in politischen und sozialen Fragen viele unserer amerikanischen Sektenprediger. Da findet man die wunderlichsten Thematata auf der „Kanzel“ behandelt, die freilich gar oft noch ein religiöses Gewand tragen, die aber, der verdeckenden Phrasologie entkleidet, nichts anderes als politische und soziale Gestalten sind, stumpf speeches, die häufig keine nähere Verwandtschaft mit der christlichen Religion nachweisen können. Da finden wir in den Sonntagszeitungen unter der kirchlichen Rubrik etwa folgende und ähnliche Themata: „A Most Beautiful City — Our Motto and Aim.“ „Some Things I Should Like to See Done During the Year of 1912 in the Interests of a Better Saginaw.“ „Things Which the Women of Saginaw Can Do.“ (In andern Städten halten sie vielleicht ähnliche Themata für ebenso nötig.) Bei politischen Versammlungen sitzen diese Herren gewöhnlich mit auf der Plattform und sprechen ein Gebet oder zwei. Gegen einen Kandidaten treten sie wohl auch auf in Zeitungsartikeln, „interviews“ usw.; für einen andern treten sie ein. Was hält das Publikum von solchen Pastoren, die sich auf der Kanzel, in öffentlichen Versammlungen und in den täglichen Blättern mit allerlei sozialen und politischen Fragen befassen? Manche sind davon ganz entzückt, andere bleiben gleichgültig dabei, wieder andere „consider the presence of a pastor at such occasions and his general activity along these lines as a necessary evil“, und noch andere, darunter nicht wenige unter den Sekten selbst, ärgern sich darüber. Sie sprechen es offen aus, daß sie von einem Pastor etwas anderes erwarten. Was ist denn der Grund, daß manche Sektenprediger sich so gerne auf diesen Gebieten tummeln? Sie verkennen ihre Aufgabe, Seelen durch das Evangelium zu Christo zu führen. Auf diese Weise bringen sie ihre Namen und ihre Kirche vor die Öffentlichkeit, dadurch bekommen sie bisweilen „a full house“ in ihrem „Gottesdienst“. Diese Weise ist eine Art ansteckende Krank-

heit. Der eine hat eine Sensation geliefert, nun sucht der andere ihn noch zu übertreffen. Daher kommt es denn auch, daß diese Pastoren ihre Kanzeln oft solchen Rednern einräumen, die das Heilige in den Kot ziehen. Hier tritt ein Temperänzler in einer Kirche auf und ergießt sich in den schändlichsten Schmähungen über alle, die nicht mit ihm übereinstimmen. An anderer Stelle sucht vielleicht sogar ein Politiker unter falschem Vorwand seine Ware in der Kirche an den Mann zu bringen. Kurz, es unterliegt keinem Zweifel, daß durch das Politisieren und Sozialisieren mancher Prediger das Bethaus des Herrn zu einer Mördergrube gemacht wird. Das heilige Predigtamt kommt dadurch in Mißkredit, wird geringgeschätzt und entheiligt.

Freilich kann uns eine solche Stellung der Sektenprediger nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß sie oft mit der Instruktion ihre "divinity schools" verlassen, als Leiter und Führer besonders in sozialen und auch wohl in politischen Fragen aufzutreten. Dafür etliche Belege, die uns, die wir mit ganz andern Instruktionen unsere theologischen Anstalten verlassen, gewiß von Interesse sind. In dem Buch "The Christian Ministry and the Social Order", Lectures Delivered in the Course in Pastoral Functions at Yale Divinity School, 1908/1909. Edited by Chas. S. McFarland, lesen wir folgende und ähnliche Sätze: "I will open up to you some ways in which the minister may become a vital factor in his city, a man to be reckoned with in every great movement, and to be consulted upon all important questions affecting the life of the people, a dominant force in the making and molding of the democratic order." (§. 15.) "That kingdom of God exists in all these great movements, in our industrial and social life, towards the realization of brotherhood of democracy." (§. 19.) "There are other gospels than that which the Church herself has directly taught. There is the great gospel of Labor; every Sunday afternoon, all over the world, great bodies of men are getting together and are preaching this gospel of theirs." (§. 19.) "There is also the great gospel of Socialism. This, too, is a splendid gospel. . . . It is an evangel which is proclaiming . . . this new Jerusalem which is descending out of heaven." (§. 20.) "The gospel of Anti-Tuberculosis, the gospel of the Fraternal Orders, such and many others, we must think about; nay, more than this, we must have our place and part in them. It is all these, together with the gospel of the Church, that makes up what Christ calls, in the light of His infinite vision, the Kingdom of God." (§. 21.) "The minister must become the mover and the molder of this great social order." (§. 21.) "What is the church for? We answer: To help men live right." (§. 25.) "Let us no longer shut up the Kingdom of Heaven with the rusty keys of doctrine." (§. 27.) !! "Talk to them a great deal about Jesus of Nazareth, make Him become to them the symbol of a great, unutterably noble life. Show them how the Gospels glow with moral courage." (§. 32.)

"The modern minister is called upon to wield political influence." (§. 32.) "Use your pulpit to give appreciation of the work of the various servants of human society. Take Hospital Sunday, for example, to speak of physicians and nurses in ideal terms as the ministers of Christ." (§. 37.) "You will be able to improve the appearance of your city, to institute many movements for making your city beautiful." (§. 39.) "Get power, political, civic, social, any kind. Get influence . . . in a true and splendid sense, 'the power of the keys.'" (§. 42.) "The race has outgrown many superstitions, and among them is the belief that God gives to one man riches and another poverty." (§. 52.) "Men must learn to look to you for the righting of their wrongs." (§. 116.) "Labor Unions avail themselves of the divine right conferred upon human beings, of making mistakes." (§. 120.) "It is for the Church to awaken the mind of the farmer and arouse in him the spirit of idealism so that he will seek the new agricultural knowledge." (§. 207.) "Do not encourage a parochial school. Neither fight the fraternal orders." (§. 219.) — Das mag genügen. Kein Wunder, daß einst ein armer Mensch zu einem Prediger sagte: "Mr. ———, I can never tell you what your preaching has done for me. When I came into this church, I hated both God and the devil, and now — I love them both." S. G.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Comba-Einband für das „Homiletische Magazin“. Preis: @ 45 Cts.

Unser Verlagshaus hat einen Vorrat der „Comba-Selbstbinder für Zeitschriften“ für unser „Magazin“ herstellen lassen und hält ihn auf Lager. Mit Hilfe dieser Einbanddecke kann jeder sein „Magazin“ selber binden. Der Einband ist praktisch und leicht zu handhaben und scheint mir dauerhaft zu sein. Ich möchte ihn allen empfehlen, die das „Magazin“ für immerwährenden Gebrauch aufheben wollen und doch die bedeutend größeren Kosten des Einbindens beim Buchbinder nicht daran wagen möchten. Der Einbanddeckel ist natürlich in der Größe dem Format und der Dicke des „Magazin“ genau angepaßt und auch recht geschmackvoll hergestellt. Auf dem Rücken trägt er den Titel: „Magazin für ev.-luth. Homiletik“ und auf der Vorderseite: „Magazin für ev.-lutherische Homiletik und Pastoraltheologie“ in Weißdruck. Eine genaue Gebrauchsanweisung liegt bei.

G. M.

Korrigendum.

Im Maiheft des laufenden Jahrganges ist leider ein Fehler stehen geblieben. Auf Seite 145, Zeile 21 v. u., sollte anstatt „Allmacht“ „Allgegenwart“ gelesen werden.